

Unverkäufliche Leseprobe

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

Dieses Buch ist der unveränderte Reprint einer älteren Ausgabe.

Erschienen bei FISCHER Digital

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main 2015

Printed in Germany

ISBN 978-3-596-30706-7

Fischer

Weiterführende Informationen finden Sie unter
www.fischerverlage.de



Über dieses Buch Die beiden halb-
wüchsigen Kinder Nino und Rachele
Durante, die – als Vetter und Kusine
– der mächtigsten Familie der Stadt
Conticesco angehören, werden mit
einem brutalen Mord konfrontiert:
Im Lagerhaus, einer ehemals von
Großvater Cosimo Durante nie zu
Endegebauten, geheimnisvollen Stätte,
an die, nach einer Reihe von my-
steriösen Todesfällen, niemand mehr
einen Fuß setzen durfte, wird eine
Leiche gefunden.

Es ist die hexenhaft-erotische Urfrau
Cecilia, der jeder Mann der Stadt
zu irgendeiner Zeit einmal verfallen
war. Da passiert noch ein zweiter
Mord: Rosa, Racheles Mutter, wird
in ihrem Lehnstuhl umgebracht.
Mutig machen sich Nino und Ra-
chele

auf die Suche nach dem Mörder, enträtseln dabei ihre bedrohliche Familiengeschichte und entdecken schließlich das Geheimnis des Lagerhauses.

Mancher mag sich an einigen Stellen an ›Der Name der Rose‹ von Umberto Eco oder das ebenfalls phantastische Dorf Macondo in Gabriel Garcia Marquez' ›Hundert Jahre Einsamkeit‹ erinnern fühlen, und, ganz entfernt, an einige Bücher des italienischen Kriminalautoren-Gespans Fruttero/Lucentini.

Die Autorin Ippolita Avalli ist 40 Jahre alt und lebt in Rom. Dies ist ihr erster Roman, nach dem Erzählungsband ›Warten auf Ketty‹ (Fischer Taschenbuch Bd. 3796). Ippolita Avalli ist nach einer problematischen Kindheit bei Stiefeltern auf einem Dorf in ganz jungen Jahren in die Drogenszene von Mailand abgetaucht. Zog mit Tramps herum, arbeitete zeitweise als Tänzerin in billigen Revuen und als Stripteuse, landete schließlich bei einer sog. postavantgardistischen Theatergruppe, begann dann zu studieren und für Zeitungen, Fernsehen und Film zu schreiben.

IPPOLITA AVALLI

Die Ungetreue

Roman

Aus dem Italienischen
von Sabine Neumann

FISCHER TASCHENBUCH VERLAG

Für Tancredi

Deutsche Erstausgabe
Veröffentlicht im Fischer Taschenbuch Verlag GmbH,
Frankfurt am Main, August 1990
Die Originalausgabe ›L'Infedele‹ erschien im Verlag
RCS Rizzoli Libri S. p. A., Milano
© 1988 by RCS Rizzoli S. p. A., Milano
Copyright für die deutsche Ausgabe:
© 1990 Fischer Taschenbuch Verlag GmbH, Frankfurt am Main
Umschlaggestaltung: Friederike Simmel, Frankfurt am Main
Umschlagfoto: Frank Widmann, Wiesbaden
Gesamtherstellung: Clausen & Bosse, Leck
Printed in Germany
ISBN 3-596-28385-X

INHALT

ERSTER TEIL

Erstes Kapitel	
Eine Spannung lädt sich auf	8
Zweites Kapitel	
Es beginnt mit einem Schrei	12
Drittes Kapitel	
Eine namenlose Kraft spielt Schicksal	15
Viertes Kapitel	
Eine unwiderstehliche Begierde läßt verstummen	21
Fünftes Kapitel	
Eine unsichtbare Uhr löst heimliche Nachforschungen aus	26
Sechstes Kapitel	
Ein aufgehängter Zeitzeuge	34
Siebtes Kapitel	
Eine tückische, unwiderstehliche Täuschung	41
Achtes Kapitel	
Das Leben selbst läßt die Ereignisse sich überstürzen	46
Neuntes Kapitel	
Ein nie geträumter Traum erweist sich als heilsam	61

ZWEITER TEIL

Zehntes Kapitel	
Eine Niederlage ist Zeichen des Erwachens	68
Elftes Kapitel	
Versprengt auf der Suche nach dem Weltenplan	83
Zwölftes Kapitel	
Ein entweihter Ort erweist sich als unergründlich	94

Dreizehntes Kapitel	
Ein letzter romantischer Vertreter der Willensfreiheit	120
Vierzehntes Kapitel	
Eine verschmähte Erbschaft besiegelt ein Glaubensbekenntnis	131

DRITTER TEIL

Fünfzehntes Kapitel	
Eine unerwartete Übereinstimmung bringt Licht in das Dunkel	142
Sechzehntes Kapitel	
Hinter einer wohlüberlegten Strategie verbirgt sich eine tiefe Unzulänglichkeit	149
Siebzehntes Kapitel	
Mühevoll, aber unnötige Vorbereitungen	158
Achtzehntes Kapitel	
Eine weit zurückliegende Vergangenheit ist zum Greifen nahe	165
Neunzehntes Kapitel	
Ein geometrisches Weltbild führt ins Verderben	174
Zwanzigstes Kapitel	
Hier schweigt das Werk	190
Einundzwanzigstes Kapitel	
Alles was war, wird wieder sein – wenn auch in anderer Form	209

ANHANG

Tierkreis-Karte	216
-----------------	-----

Anmerkung der Autorin:

Was den astrologischen Teil betrifft, habe ich mich an die Ausführungen von Lisa Morpurgo gehalten.

ERSTER TEIL

Eine Spannung läßt sich auf

Conticesco war anders als jede nur denkbare Stadt. Entstanden vielleicht aus dem Nichts und wie ins Nichts führend, entwuchs es einer alterslosen Zeit im Herzen einer Hochebene, wo die Menschen still ihr Los trugen, keine Erinnerung an eine Vergangenheit zu besitzen. Da das Leben ein Bündel unentwirrbarer Umstände war, paßte sich das Denken eines jeden an das aller an; und so wie es das Mysterium als natürlich erachtete, fand man es absurd, nach dem logischen Zusammenhang der Ereignisse zu forschen. Zudem schien diese Welt von dem Geist eines Gottes geschaffen, dem menschliche Maße und Gewichte fremd waren. Der Übergang von einer Jahreszeit zur nächsten geschah so plötzlich und radikal, daß der Wechsel jedesmal, wenn nächtliche Erdstöße die Gebäude in ihren Grundfesten erschütterten, völlig überraschend wirkte. Während einige verzweifelt die Schäden beklagten und andere die Reichtümer bejubelten, deren Entdeckung ihr Schicksal würde ändern helfen, nahmen die Kinder aus den noch rauchenden Erdspalten Besitz von den archäologischen Fundstücken, als ob es Spielsachen wären. Eine lange, asphaltierte Straße, die von Norden her einbrach, schnitt den Ort in zwei Teile und lief im Süden in einen von Gestrüpp überwucherten Feldweg aus, ohne daß die Ursache dieser Verwandlung hätte völlig geklärt werden können. Tatsächlich war es noch niemandem gelungen, die geographischen Koordinaten der Gegend mit Bestimmtheit festzulegen. Untersuchungen zur Bodenbeschaffenheit hatten die Hochebene als ein ehemaliges Flachland definiert, das sich unter mysteriösen Umständen über den Meeresspiegel erhoben hatte. Jedes Wissen war jedoch dazu verurteilt, theoretisch zu bleiben, jeder empirische Versuch mußte scheitern, und die Kühnsten, die der Natur die Stirn zu bieten wagten und Expeditionen unternahmen, waren nicht wieder zurückgekehrt. Kraft und Vielfalt des Pflanzenreichs verblüfften, während Tiere dort nie gesichtet worden waren, außer den Hühnern – und wer weiß, warum ausge-rechnet und nur diese –, die durch Anzahl und Fruchtbarkeit das Ausbleiben anderer Arten aufzuwiegen schienen. Von einem wirklichen Fehlen konnte allerdings nicht die Rede sein, denn Spuren wie Hufabdrücke, Kot und abgenagte Früchte waren nichts Ungewöhnliches. Im Frühling zerschnitten das Geschrei und Gekreische der Vögel die Luft;

zerwühltes Erdreich zwischen dem Gebüsch wies auf Schwärme von Felsenratten hin, die aus dem Winterschlaf erwacht waren. An gewissen Sommerabenden erhob sich ein Gebrüll und Getöse, das den ganzen Horizont erschütterte: Die Früchte sanken schwer wie Steine von den Zweigen. Sichere Beweise fehlten, dennoch war sich niemand sicher, ob das, was er sah und hörte, wirklich war oder der Widerhall eines Lebens, das sich an anderen Gestaden entfaltete. Und *ConticESCO* blühte, verbannt von jeder Landkarte der Erde.

Auf den letzten Wintertag war die zweite Hochzeit seines Vaters mit der jüngsten der Benci-Töchter festgesetzt; und während in den Küchen die Vorbereitungen für das Fest bereits auf Hochtouren liefen, wurde Nino Durante von einem gellenden Schrei aus dem Schlaf gerissen. Voller Entsetzen sprang der Junge sofort auf und begann, sich anzukleiden. Als er zufällig seine Stirn streifte, spürte er ein starkes Brennen, eine Schwellung der linken Augenbraue, und der Traum von eben kam ihm deutlich und klar wieder in den Sinn. Er sah seine Kusine Rachele Arara, wie sie sich an den Flügeln einer Windmühle festklammerte und über einem Mohnfeld, rot wie chinesischer Lack, schwebte, bis das Bild verschwamm: Aus Rachele war Cecilia Tanzi geworden, die ihre berühmten anthrazitfarbenen Strümpfe trug. Die Frau hatte mit einem Stein nach ihm geworfen, der ihn an einer Schläfe traf. Davon war er aufgewacht.

Während er den Bluterguß mit einem in kaltem Wasser getränkten Taschentuch betupfte, lenkte Nino Durante seine Aufmerksamkeit auf die Hauptperson des Traums. Cecilia Tanzi war die rätselhafteste Frau, die jemals in der Stadt aufgetaucht war. Im Laufe der Zeit schien ihr Zauber zuzunehmen, alles an ihr war zwielichtig-sinnliche Schönheit. Im Sommer wandelte sie mit der Leichtigkeit eines Unterseeboots aus Papier, das sich auf ein Korallenriff setzt, unter einem Bambusschirm. Und jeder, der sie mit ihrer rauhen, vollen Stimme singen hörte, erlag einer langsamen, unerbittlichen Verzückung. Wenn der Wind ihr zum Spaß den Rock hochhob, konnte keiner der Verlockung ihrer Beine widerstehen: allein ihre Betrachtung löste ein wundersames Gefühl des Wohlbefindens aus. Dennoch wünschte sich niemand, Mann oder Frau, sie auf der Bank unter der Akazie sitzen zu sehen, wenn sie sich in der luftigen Laube ihre anthrazitfarbenen Strümpfe überstreifte. Glück oder Unglück – irgendein schicksalhaftes Ereignis lag in der Luft. Es ging das Gerücht, daß Cecilia beim Anziehen dieser Strümpfe einem unwiderstehlichen Trieb nachgab, und jede Frau suchte die Männer von ihr fernzuhalten.

Nino Durante zeigte sich an einem Fenster des »Grande Federico«, des Schlosses, und blickte auf den verlassen Hof. Wenig später überquerte er ihn eilig in Richtung Mauer und wagte sich dabei zu Fuß auf den Weg, der parallel zum Schloßgraben in die freie Landschaft hinausführte. Seit genau drei Monaten schneite es heftig, aber auf den Äckern der Durante blieb der Schnee nur etwa anderthalb Meter hoch liegen, während anderswo diese Höhe um einiges übertroffen wurde. Der Junge mußte sich wie ein Känguruh hüpfend vorarbeiten; im weichen Schnee einzusinken munterte jedoch auf. Den Körper loslassen, sich völlig unbeobachtet austoben – das konnte gewiß die Unruhe des Traums verjagen helfen. Die Gegend war abgelegen, hierher verirrte sich niemand, und dennoch überraschte es Nino merkwürdigerweise nicht, als er auf der Grenzlinie des Landgutes eine Bewegung ausmachte. Jemand kam keuchend aus dem Wald heraus, dort, wo die Einfriedungsmauer des Meierhofes der Benci in Höhe der Stallungen endete. Es dauerte nicht lange, da erkannte er seinen Freund Michele Zarè: Er schien Hilfe zu brauchen, und so setzte sich Nino in Bewegung, um ihm entgegenzugehen. Aber der andere schaute verzweifelt um sich, so, als suche er einen Fluchtweg. Dazu bot sich eigentlich nur der Pfad an, auf dem Nino sich gerade befand, es sei denn, er machte kehrt; und dies tat Michele Zarè nicht. Kurz darauf ging er mit weit aufgerissenem Mund an seinem Freund vorbei, ohne ein Wort herauszubringen und ohne ihn eines Blickes zu würdigen. Nino Durante war wie gelähmt. Micheles Gutmütigkeit war bekannt: Was für ein Unrecht er auch immer erlitt, nie wurde er böse und grüßte stets als erster. Dies Benehmen paßte nicht zu ihm. Während er beobachtete, wie sich der andere entfernte, vermischte sich die Wirklichkeit mit dem Bild der Cecilia Tanzi zwischen den Flügeln der Windmühle. Nino hörte erneut das Sausen, dann den Schlag des Steins gegen seine Schläfe. Eine dunkle Vorahnung in Form eines körperlichen Unwohlseins gab ihm die Gewißheit, ohne sein bewußtes Zutun in ein schreckliches Geschehen verwickelt worden zu sein. Instinktiv blickte er auf die offene Landschaft hinaus und sah, wie sich eine andere Gestalt näherte und sich ungestüm einen Weg durch den Schnee bahnte. Es war sein Vater, Enrico Durante. Er schritt in entgegengesetzter Richtung wie Michele, aber – wer weiß warum – Nino zweifelte keinen Augenblick daran, daß er von derselben Not getrieben wurde.

Kaum hatte dieser ihn erreicht, da hörte Nino ihn schimpfen: »Es ist Viertel nach sieben, hast du vergessen, welcher Tag heute ist? Du verträdelst deine Zeit, wo es noch soviel zu tun gibt.«

Beim Sprechen hatte Enrico Durante den Arm gehoben, um auf den »Grande Federico« zu zeigen. Der Hemdsärmel war ihm dabei aus dem Mantel gerutscht, und ein großer Fleck kam zum Vorschein. Dem Mann entging der Blick des Sohnes nicht. Mit einer schnellen Bewegung des Unterarms schüttelte er den Ärmelaufschlag des Mantels hinunter.

»Geh nach Hause, los. Cecilia Tanzi ist umgebracht worden«, sagte er nur in seiner kurz angebundenen Art.

Es beginnt mit einem Schrei

Eine Dreiviertelstunde bevor Nino aus seinem Bett aufgeschreckt war, hatte sich im Lagerhaus der Durante etwas Entsetzliches ereignet. Zwar war sein fester Boden nicht von Erdstößen aufgerissen, dafür war er jedoch – wie auch der Innenhof des »Grande Federico« – Schauplatz einer anderen ungewöhnlichen Erscheinung: Schnee und Regen schienen sich in der Luft aufzulösen, noch ehe sie die Erde berührten. Dies machte den freien Platz vor dem Tor des Holzlagers zu einem beliebten Treffpunkt für jugendliche Fußballspieler. Der riesige Rundbau bedeckte die ganze Fläche hinter dem Erdwall des Schlosses, dem nördlichsten Punkt der Stadt. Das Gebäude war rasch, wenn auch unter größten Anstrengungen, in nur vier Monaten harter Arbeit von vier Bautrupps mit je 40 Männern errichtet worden. Wegen eines vor einiger Zeit ausgebrochenen Streits zwischen den Durante und der Bevölkerung war der Zugang zum Holzlager untersagt; Verbotsschilder wiesen überall darauf hin.

Ausnahmsweise hatte sich an diesem frühen Morgen – es war noch dunkel – eine kleine Gruppe Jugendlicher auf dem Platz zusammengefunden, um Torschüsse zu üben. Durch ein geschicktes Manöver hatte der Ball den Torschützen getäuscht, war gegen das große, mit Säulen und Gesimsen geschmückte Portal gerollt und auf der rechten Seite durch einen Mauerspalt gerutscht. Die ungewohnte, menschenleere Stunde, der Vorwand, den der Fußball gab, und die Öffnung selbst ließen sie den Verboten trotzen: Es wurde ausgelost, wer hineingehen sollte. Es traf Michele Zarè. Der Junge ließ sich nicht zweimal bitten: Der Ball konnte ja nicht weit sein. Kaum eingetreten, mußte er sich jedoch eines Besseren belehren lassen, denn er fand sich eingehüllt in dichte Finsternis. Es dauerte einige Zeit, bis sich seine Augen daran gewöhnt hatten. Schließlich gelang es ihm, in der Dunkelheit einen schwachen Lichtschimmer auszumachen. Sofort war er überwältigt von dem Anblick zahlloser Ungeheuer, die sich in die Leere schoben, als ob sie ihn packen wollten. Wäre ihm der Schrecken nicht so in die Glieder gefahren, hätte er sich an das Portal hinter ihm erinnert, doch daran dachte er gar nicht.

Michele Zarè war ungewöhnlich schön und nahm das Leben von der leichten Seite, ohne sich allzu viele Fragen zu stellen; zu seinem kargen

Wortschatz gehörte ein ewiges »weiß nicht«. Da er sich selbst bei der einfachsten Überlegung verhedderte, dachte er erst gar nicht lange nach und tat genau das Gegenteil von dem, was er hätte tun müssen: Er ging auf das Licht zu. Eine undefinierbare dunkle Masse verstellte ihm den Weg. Mit ausgestreckten Armen versuchte er, sich abzustützen und entdeckte tastend, daß es sich um Holz handelte. Da begriff er, daß er von gewaltigen, auf den Boden aufgesetzten Baumstämmen umgeben war, einer Art Gespensterwald. Doch diese Entdeckung beruhigte ihn nicht. Er spürte die Krümmung des Holzes, danach Leere. Ein Durchgang offensichtlich; Michele Zarè schlüpfte hinein. Wie von einer unsichtbaren Hand vorwärtsgestoßen, trudelte er nach rechts, dann nach links, dann wieder nach rechts, noch einmal nach links und rutschte dabei durch schmale Spalten, die jeweils neue freigaben. Alleamt schienen sie in die Tiefe zu stürzen und mit rasender Geschwindigkeit in einem einzigen Epizentrum zusammenzulaufen, mit der beklemmenden Wirkung, daß sie den Durchgang mit jedem Schritt verengten. Die Stämme, die ihn umstellten, waren in Umfang und Höhe unterschiedlich, und jetzt, da er besser sah, konnte er ihre Formen erkennen, die an der Decke ein horizontales Gitter bildeten. Der schwache Lichtschein ließ die Hölzer in einem geometrischen Spiel tanzen, das sich aus den jeweiligen Größen ergab, und zwar so, daß die Ungeheuer, die Michele zu sehen vermeint hatte, nur ins Leere verlängerte Schatten waren, die sich überlagerten. In dem gleichmäßigen Halbschatten schien alles miteinander verbunden, und er mußte gefühlsmäßig erfassen, wo er hintreten konnte. Sowenig auch der Nuanzenreichtum der Grau-, Violett-, Grün-, Silber- und Rottöne deutlich wahrzunehmen war, so verwirrte ihn doch die Vielfalt. Der Duft, der den Stämmen entwich, brachte Michele ganz durcheinander. Ihm schwindelte, einmal, dann noch einmal; es war ihm, als drehe er sich rasend schnell um sich selbst, ebenso wie die Erde unter seinen Schuhsohlen wie ein Strudel kreiste. Fast verlor er die Besinnung, tastete, tappte umher in der Hoffnung, daß ihm ein Wunder den Durchgang nach außen öffne: Er spürte, wie die Hölzer unter dem Druck seiner Finger nachgaben und die Ritzen verschlossen, aus denen bis vor einem Bruchteil einer Sekunde noch Licht gedrungen war. Entsetzt warf er sich aufs Geratewohl nach vorn. Er hätte alles versucht, um den Ausgang zu erreichen, doch die Hölzer schienen ihm den Durchgang absichtlich zu versperrern, und beim Dagegenstoßen verletzte er sich mehrmals. Wenig später mußte er sich geschlagen geben. In seinen Ohren sauste es, sein Atem stockte. Die Luft war schlagartig wärmer

geworden, erfüllt von einem aufdringlichen Geruch, wie von Zuckerwatte. Unversehens brachte ihn ein weiches Hindernis zu Fall: Er stürzte vornüber aufs Gesicht. Der Boden war von einer ganz feinen Staubschicht bedeckt, der Geruch unverwechselbar: Sägemehl. Er war völlig übersät davon, spürte es selbst im Mund. In wahnsinniger Erregung klapperte er mit den Zähnen, als ihm bewußt wurde, daß er ein weiches Etwas in der Hand hielt. Es war pechschwarz, und der Junge mußte es mehrere Male über sein Kinn gleiten lassen, ehe er begriff, daß es sich um Stoff handelte. Er zog es an einem Ende hoch und erkannte an der Form, daß es ein Damenstrumpf war. Dann wandte er sich dem Hindernis zu, das ihn zu Fall gebracht hatte; er ahnte den Umriß eines Jutesackes, ähnlich denen, die für Abfälle verwendet werden. Michele Zarè ging der Frage nicht weiter nach, wie ein so alltäglicher Gegenstand an einen solchen Ort geraten war. Von seinem Körper nahm er jetzt nur den großen Zeh wahr, dem noch die Empfindung von etwas Weichem anhaftete. Vorsichtig streckte er eine Hand aus; der Sack rückte sich, wie als Antwort darauf, wieder zurecht. Dabei ergossen sich aus ihm eine ölige Flüssigkeit und klebriges Zeug aus verklumpten Hautfetzen, die ihm zwischen den Fingern hängenblieben. Was kurz darauf in seiner Hand lag und dann mit kurzen dumpfen Schlägen auf den Boden rollte, vermochte Michele von diesem Moment an nicht mehr laut auszusprechen.

Es wurde nie geklärt, wie er den Ausgang erreichte. Als er durch den Mauerspalt im Portal schlüpfte, schlug die Turmuhr halb sieben. Inzwischen war es Tag geworden. Die Kameraden, die wartend ausgeharrt hatten und in Zorn geraten waren über die langsame Bergung des Balles, fielen über ihn her. Aber beim Anblick seines erdfahlen Gesichts, in dem die Augen wie erloschen umherschweiften und die Lippen tonlos herabgingen, dachte keiner mehr an den Ball. Es erhob sich ein Schrei, der, *unisono* ausgestoßen, die Glastür des Wirtschaftsgebäudes 100 Meter weiter südlich in Stücke zerspringen ließ.

Eine namenlose Kraft spielt Schicksal

Genau in dem Moment, als der Schrei ertönte, versuchte Rachele Arara, auf ihren Knien einen Hahn festzuhalten. Er war das beste Tier im Hühnerstall und hatte jahrelang sein Revier gegen alle Eindringlinge erfolgreich verteidigt. Zum Leidwesen der Hühner ließ er sich jedoch seit ein paar Monaten in dieser Richtung sehr bitten, und er kam nun bei ihnen auf keinen grünen Zweig mehr.

Racheles zwölf Schwestern fiel die Aufgabe zu, den Hühnern den Hals umzudrehen; diese Pflicht erfüllten die Mädchen reihum einmal pro Woche. Zwischen ihnen war jeweils ein Jahr Altersunterschied – die zweite, fünfte und achte Tochter gehörten zu einem Zwillingsspaar –, und starke Konkurrenzgefühle beherrschten von jeher ihre Beziehungen. Die älteste hatte damit angefangen und allmählich alle anderen angesteckt; so war die Sache mit den Hühnern am Ende zum Prüfstein für die Aufnahme der jüngeren in die Welt der Erwachsenen geworden. Rachele hatte diese Klippe bis jetzt erfolgreich umschiffen können, weniger wegen ihrer 13 Jahre als vielmehr durch ihre scheue, unbeholfene Art und ihren bescheidenen Charakter: sie fiel einfach nicht auf, und so ließ man sie in Ruhe. Die Kleine hing sehr an den Tieren; außerdem konnte sie den Anblick von Blut nicht ertragen. Diesmal war es noch schlimmer, denn der fragliche Hahn war ihr Freund. Wenn sich Rachele dem Gehege mit Futter näherte, sah sie, wie er sich vordrängelte, um der erste zu sein; und das nicht aus Gefräßigkeit: Das Tier dachte gar nicht ans Picken. Vielmehr drehte er trippelnd eine Runde und wedelte dabei wie zum Gruß mit dem Kinnlappen hin und her.

Scheinbar gleichgültig hatte das Mädchen am Abend vorher bei Tisch der Beschreibung des nächsten Opfers zugehört und den Kopf gesenkt, wie um einem Unheil zu entgehen, das es allzu offenkundig fürchtete. Vom anderen Ende der Tischrunde hatte eine harte Stimme ausgerufen:

»Diesmal ist Rachele dran.«

Sie hatte der Mutter einen stumm flehenden Blick zugeworfen. Durch den stattlichen Körper der Rosa Durante, der seit dreizehn Jahren unausgesetzt in einen riesigen Sessel aus hellblauem Samt eingezwängt war – genau seit ihrer letzten Niederkunft –, ging ein unmerk-